

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jörg Baberowski
Räume der Gewalt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 9 |
| 1 Was ist Gewalt, und wie kann man sie verstehen? | 13 |
| 2 Zivilisierung: Die Gewalt verschwindet | 44 |
| 3 Entgrenzung: Moderne und Gewalt | 77 |
| 4 Unsichtbarkeit: Strukturelle Gewalt | 110 |
| 5 Schicksal: Anthropologie der Gewalt | 133 |
| 6 Gewalt und das Rätsel der Macht | 195 |
| Anhang | |
| Anmerkungen | 217 |
| Literatur | 243 |
| Personenregister | 261 |

1

Was ist Gewalt, und wie kann man sie verstehen?

»Der Guerillakrieg schlängelte sich gen Süden durch den anhaltenden Regen Richtung Hauptstadt voran«, erinnerte sich der amerikanische Schriftsteller Denis Johnson, der im September 1990 Zeuge des liberianischen Bürgerkrieges wurde, »und eigentlich erwartete niemand, dass er je dort ankommen würde. Doch dann, Ende Juni, war er plötzlich da. Taylors Leute besetzten den Flughafen. Johnson näherte sich von der anderen Seite, eroberte die Stadt und isolierte den Präsidenten in seinem Amtssitz sowie einen Großteil der Armee in einem ein paar Häuserblocks umfassenden Gebiet in der Innenstadt. (...) Die Menschen begannen die Stadt zu verlassen. Die meisten britischen Diplomaten reisten ab. Alle französischen Diplomaten reisten ab. Ein halbes Dutzend Mitarbeiter des auswärtigen Dienstes der USA blieben, und die Marines errichteten Maschinengewehrstellungen rund um die Botschaft. In Monrovia ging der Strom aus. Es floss kein Wasser mehr. Die Lebensmittel wurden knapp. Der Bürgerkrieg entfaltete eine entsetzliche Brutalität. Als Taylors Männer in Hochzeitskleidern und Duschhauben, die sie auf ihren Raubzügen erbeutet hatten, mit der Armee um den Amtssitz des Präsidenten kämpften, breitete sich eine Atmosphäre aberwitzigen Grauens aus. Die Duschhauben waren gut gegen den Regen. Wozu die Hochzeitskleider gut sein sollten, wusste niemand. Indessen rasten Johnsons Soldaten, mit roten Baskenmützen und Haarteilen vom Perückenmacher auf dem Kopf, in frisierten Mercedes-Benz durch die Straßen und ballerten wild in der Gegend herum. Die Leute, die in der Nähe der britischen Botschaft wohnten, trauten sich schließlich, Johnsons Rebellen zu bitten, dass sie die Leichen ihrer Opfer nicht an ihrem Strand abladen möchten – wegen des Gestanks. Klar,

sagten die Rebellen, geht in Ordnung. In Liberia gibt es kilometerlange Strände. (...) Die meisten Flüchtlinge machten sich zu Fuß auf den Weg, zuerst durch Taylors Territorium und dann nach Westen auf Liberias bestem Highway Richtung Sierra Leone, ein Menschenstrom wie nach einem Football-Spiel. Normalerweise ist das ein fünftägiger Marsch über einigermaßen ebenes Gebiet, doch er wurde beträchtlich erschwert, weil Taylors Rebellen – blutjunge Burschen der Volksstämme Gio und Mano, die meisten zwischen elf und fünfzehn Jahre alt und mit AK-47 und M-16-Gewehren bewaffnet – sich vorgenommen hatten, alle Krahn oder Mandingo sowie sämtliche Angehörigen der Armee des Präsidenten und der ehemaligen Regierung in der Menge ausfindig zu machen und zu töten. Nach etwa sechzig Kilometern, in der Stadt Klay, trafen die Flüchtlinge auf die erste Kontrollstelle. »Riecht ihr das?«, fragten die Rebellen. Sie meinten den Verwesungsgestank, der die Luft verpestete. »Hoffentlich wisst ihr, wer ihr seid«, sagten sie, »sonst landet ihr da, wo der Gestank herkommt.« Wer nicht den richtigen Dialekt sprach, wer zu wohlhabend oder wohlgenährt aussah, wurde erschossen, geköpft oder mit Benzin übergossen und angezündet. Manche wurden im Mano River ertränkt. Die Flüchtlinge, die in Sierra Leone ankamen, erzählten von Kontrollstellen mit Zäunen rundherum, auf deren Pfählen abgetrennte Köpfe aufgespießt gewesen seien. (...) Das Vergewaltigen, Plündern und Morden war hier nicht schrecklicher als in anderen Bürgerkriegen; insofern jedoch die Gräuel dieses Krieges durch die Fäden des Aberglaubens mit gewissen dunklen Mächten verknüpft waren, bekamen sie etwas Unergründliches und Grausigeres.«¹

Vier Jahrzehnte zuvor, im Februar 1944, notierte der Gefreite Willy Peter Reese, der seinen Heimaturlaub in Duisburg verbrachte, was ihm und seinen Kameraden wenige Wochen zuvor an der Ostfront widerfahren war. »Jäh setzte die große Symphonie des Krieges ein und brauste darüber hinweg. Wir hörten die Abschüsse der russischen Artillerie und das Echo von den Hügeln hinter feindlichen Gräben. Die Granaten schlugen weit im Hinterland ein. Der Widerhall donnerte, überlagerte sich in einem elementaren Dröhnen und

hallte weiter wie ein Geisterchor. Dann krachten die ersten Einschläge im Wäldchen. Artilleriegranaten barsten dumpf und hart, grell heulten die Geschosse der Panzer und Panzerabwehrgeschütze heran und krachten schrill in die Explosion. Jäh zersprang die Granatwerfermunition. Dazwischen spannen Maschinengewehre ihr tödliches Netz. Die Salven russischer Nebelwerfer trommelten herein, ununterbrochen schrillte, stöhnte, piff, heulte, kreischte es heran, wuchs zum Orkan und ertrank in einem endlosen Donnern. Wir konnten die einzelnen Abschüsse und Einschläge nicht mehr unterscheiden. Das war das Trommelfeuer. Wir saßen im Bunker, fertig angezogen und die Waffen bereit. Nur zwei Lagen Balken und aufgeworfene Erde schützten uns, und wir fühlten uns doch von Lähmung und würgendem Warten erlöst. Die Schlacht hatte begonnen, und das Gefecht konnte nicht furchtbarer als dieser Auftakt sein. Der Bunker wankte und bebte. Ruhig sahen wir in das Wüten hinaus, in Feuer, fliegende Erdbrocken und Rauch. Schwarzer Staub stieg steil empor und fiel zerstreut zusammen. Ein Regen von Splittern und gefrorenem Lehm ging vor der Türe nieder. Graubraune, gelbliche, schwarze und lichtgraue Schwaden von Pulverdampf verwehten. Der Geruch ätzte unsere Lungen und biß in die Augen. So plötzlich wie er begonnen hatte, endete der tosende Spuk und verlagerte sich wieder ins Hinterland. Die Telefonleitungen waren zerfetzt, kein Melder durfte sich hinauswagen, aber wir wußten: jetzt stürmte die erste Welle der Russen gegen die Gräben vor uns heran. Wir eilten an den Granatwerfer, brachten unser Maschinengewehr in Stellung. Und sahen sie kommen: in weißer Tarnkleidung, in Gruppen und Reihen. Abwehrfeuer setzte ein. Wir sahen sie fallen, stocken und fliehen. Eine Stunde verging. Auch die zweite Welle brach im Feuer deutscher Maschinengewehre, Infanteriegeschütze und Granatwerfer zusammen. Dann senkte die Dämmerung sich herein. Weit vor uns lagen die Toten. Verwundete krochen zurück. Unsere Verletzten wurden zum Arzt getragen. Es war unheimlich still, nur ab und zu fiel ein Schuss wie ein Nachhall vom Lärm des Tages. Das Märchenwäldchen aber hatte sich verwandelt. Der Schnee war nicht mehr weiß: Von einer schwarzen Kruste von Pul-

verschleim überzogen, zerwühlt, mit Staub, Splintern und Erde gemischt, wodurch der helle Grund nur geisterhaft im frühen Abend schimmerte. Das Wäldchen schien wie gerodet. Entwurzelte Bäume lagen gehäuft, Trichter reihte sich an Trichter, und die Granaten hatten das gefrorene Gezweig von den Stämmen gefegt. (...) Schönheit und Leben des Wäldchens waren Opfer des Kriegs geworden, wie die Verwundeten und Toten umher. Wir Überlebenden aber liebten die Gefahr, die das mörderische Warten vertrieb. In der Materialschlacht bewies das Leben sich kräftiger in einer wilden Daseinslust. Der Krieg führte uns in einen traumhaften Bereich, und mancher, der friedlichen Herzens war, spürte eine geheimnisvolle Sehnsucht nach dem Furchtbaren in Dulden und Tat. Der Urmensch in uns wurde wach. Instinkt ersetzte Geist und Gefühl, und eine transzendente Vitalität nahm uns auf.«²

Ein Jahr später, am 15. April 1945, einem sonnigen Frühlingstag, erreichten britische Panzersoldaten das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Wenige Tage zuvor hatten sich Offiziere der britischen Armee mit Vertretern der Wehrmacht auf eine kampflose Übergabe des Lagers und seiner Umgebung geeinigt. Das Lager sollte britischem Kommando unterstellt werden, die Bewachung der Häftlinge aber in den Händen der Wehrmacht und der SS verbleiben. Denn es war eine Typhusepidemie im Lager ausgebrochen. Die britischen Offiziere hielten das Konzentrationslager offenkundig für einen Ort des zivilisierten Strafvollzuges. Denn sie hätten einer solchen Abmachung nicht zugestimmt, wenn sie gewusst hätten, was sie erwarten würde. Als die ersten britischen Soldaten das Lager betraten, bot sich ihnen ein Bild des Schreckens. »Keine Beschreibung« und »keine Photographie«, erinnerte sich ein Sanitätsoffizier, könnten davon eine Vorstellung vermitteln. Infernalischer Gestank, Berge von Leichen, die auf dem Gelände und in den Baracken lagen, ausgemergelte Gestalten in Sträflingskleidung, die auf der Erde herumkrochen und nach Essbarem suchten.

Josef Kramer, der Kommandant des Lagers, aber schien überhaupt nicht zu bemerken, wie schockiert die Befreier waren. Er versuchte nicht zu entkommen, als das Ende nahte. Stattdessen empfing er die

Soldaten am Eingangstor und führte sie durch das Lager, »schamlos« und ohne die geringste Regung, wie sich ein britischer Offizier erinnerte. Niemand habe verstehen können, warum Kramer angesichts der Schandtaten, die er begangen hatte, nicht geflohen sei. Doch auch die SS-Wachen begriffen nicht, dass die Zeit des Tötens und Schlagens vorüber war. Als Häftlinge die Küche des Lagers bedrängten, prügeln Kapos auf sie ein, mehrere Menschen wurden von SS-Männern erschossen, obwohl sich bereits britische Soldaten im Lager befanden. Es sei unmöglich, die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten, ohne Gewalt gegen Häftlinge anzuwenden, entgegnete Kramer den Offizieren, die ihn fragten, warum weiterhin geschossen und geprügelt werde. Als ihm befohlen wurde, Akten aus seinem Büro zu holen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schlug ein Bein lässig über die Lehne des Stuhls. Er hielt sich immer noch für den Kommandanten des Lagers, sprach über die Verwaltung der Hölle, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt. Seit Jahren war er Kommandant gewesen, erst in Auschwitz, dann in Bergen-Belsen, und nun sollte alles vorbei sein? Als britische Offiziere ihn zwangen, einen verwundeten Häftling auf seinen Schultern ins Lazarett zu tragen, und ihm wenig später Handschellen anlegten, war er irritiert. Er konnte nicht glauben, dass er, der doch immer nur für Ordnung gesorgt hatte, verhaftet werden sollte.³

Das Rätsel der Gewalt

Gewalt verändert alles, und wer ihr ausgesetzt ist, wird ein Anderer sein. Das Erleben der Gewalt ist wie eine Reise in eine neue Welt, in der andere Regeln gelten und andere Menschen leben. In ihr verschieben sich die Maßstäbe für Normalität; was man für selbstverständlich halten konnte, erscheint im Licht der Gewalt seltsam fremd, und Außergewöhnliches wird zum Alltäglichen. Man betritt einen Gewaltraum und erfährt, dass nichts mehr ist, wie es war. Nie, schreibt der Soldat Willy Reese, habe er die Gewaltexzesse vergessen können, deren Zeuge er geworden sei. Er hatte in den Abgrund der menschlichen Seele geschaut und den Schrecken des Krieges mit

allen Nerven seines Körpers empfunden. Aus dem Reich des Friedens und des Wohlstands war er nach Russland gekommen, als Gezeichneter hatte er das Land wieder verlassen. Reese, der feinsinnige Büchernarr, war zu einem Anderen geworden, seit er die Hölle gesehen hatte, Frauen und Kinder ermordet und gegnerische Soldaten mit dem Maschinengewehr niedergemäht hatte. Mechanisch und mitleidlos tötete er, um den Krieg zu überstehen und das eigene Leben zu retten. »Aber bald fand ich keine Ruhe mehr«, vertraute er seinem Tagebuch an, »und keinen Weg zu mir selbst zurück. Wie Furien verfolgten mich die Erinnerungen. Immer wieder erlebte ich die Schrecken des Winterkrieges, hörte wieder das Heulen der Granaten und das Schreien der Verwundeten, sah Soldaten stürmen und sterben und mich wie einen Fremden in meinem Schicksal am Rande des Niemandslands.«⁴

So erging es auch den britischen Soldaten, die niemals vergessen konnten, was sie in Bergen-Belsen gesehen hatten, und die zu begreifen versuchten, was Männer wie Josef Kramer dazu gebracht haben mochte, Grausamkeiten zu begehen, die durch nichts zu rechtfertigen waren. Sie, die den Krieg gesehen und die Nähe des Todes gespürt hatten, konnten es nicht verstehen. Man könnte es leichter begreifen, wenn der Kommandant von Auschwitz-Birkenau und Bergen-Belsen und Liberias Präsident sadistische Triebtäter oder Monster gewesen wären. Aber auf sie traf überhaupt nicht zu, was gewöhnlich als Hintergrundklärung für die Entstehung von Gewalt ins Spiel gebracht wird. Weder Taylor noch Kramer waren Psychopathen, sie waren in der Vergangenheit weder diskriminiert worden noch Opfer von Gewalt gewesen. Nicht einmal an politischen Programmen und Ideologien schienen sie interessiert gewesen zu sein. Und dennoch empfanden sie irgendwann als normal, was selbst Soldaten für einen Zivilisationsbruch hielten. Wie konnten Kramer und Taylor, die Zehntausende Menschen in den Tod geschickt hatten, glauben, sie seien zu Unrecht verhaftet worden und würden, sobald alle Irrtümer aufgeklärt seien, wieder freigelassen? Hatten sie nicht wahrgenommen, was um sie herum geschehen war? Der Fall scheint auf den ersten Blick eindeutig zu sein. Die Täter sahen nicht,

was andere sahen, und sie hielten es nicht für ungewöhnlich, dass Menschen erschlagen, erschossen und ihre Leichen wie Abfall weggeworfen wurden. Aber wie soll man verstehen, dass diese Männer offenbar nichts empfanden, wir aber starr vor Entsetzen sind, wenn von ihren Taten die Rede ist?

Die Liebe und das Bedürfnis nach sexueller Befriedigung gelten uns als Selbstverständlichkeit, als Teil menschlicher Grundausstattung, der nicht erklärungsbedürftig zu sein scheint, während wir die Gewalt für eine Anomalie halten, die nicht in unser Leben gehört. Warum ist das so? Wir könnten es uns einfach machen und sagen: weil die Gewalt Schmerzen und Angst verursacht, wenigstens bei jenen, die sie zu erdulden haben, und weil Gewaltgelüste ohne das Leiden anderer nicht befriedigt werden können. Aber damit wäre nur die halbe Wahrheit über die Irritation gesagt, die Gewalttaten bei Menschen auslösen, die im Frieden leben. Wir sind irritiert, wenn wir mit grausamen Taten konfrontiert werden, die in unserer Umgebung nicht vorkommen. Denn wir leben in einer befriedeten Gesellschaft, in der Mord und Totschlag die Ausnahme, nicht die Regel sind. Wir vertrauen darauf, nicht Opfer von Gewalt zu werden, weil wir wissen, dass die Staatsmacht Gewalttäter in ihre Schranken weist und Konflikte nicht mit dem Tod der Unterlegenen entschieden werden. So sehr vertrauen wir den Institutionen und ihren unsichtbaren Regeln, dass wir es für selbstverständlich halten, nicht umgebracht zu werden, wenn wir am Morgen das Haus verlassen.⁵

Aber wer weiß eigentlich noch, dass der Frieden nur deshalb von Dauer ist, weil es Institutionen gibt, die ihn jederzeit erzwingen können? Für Menschen, die nichts anderes als Frieden und Wohlstand kennen, ist die Gewalt so fern, dass sie sie als verstörendes Ereignis erleben, das aus ihrem Leben verschwinden soll. Es ist gewiss kein Zufall, dass in der einflussreichen Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas, die auch eine Widerspiegelung des postheroischen Weltempfindens ist, die Gewalt als Möglichkeit, sich anderen gegenüber zu behaupten, überhaupt nicht vorkommt.⁶ Wir glauben, unsere Welt sei gewaltfrei, weil sie friedfertig ist. Und

wenn dennoch geschieht, was im Alltag einer zivilisierten Gesellschaft nicht vorgesehen ist, müssen Gründe und Motive ins Spiel gebracht werden, die den Glauben an den ewigen Frieden nicht erschüttern. Wir wollen uns die Gewalt nicht als Irritation zumuten, und deshalb behelfen wir uns mit Begründungen, die sich in die Konventionen einer befriedeten Gesellschaft einfügen lassen. So sehr haben wir uns in der Friedfertigkeit eingerichtet, dass wir Menschen, die sich in Spannungs- und Kampfsituationen befinden, überhaupt nicht mehr verstehen. Kaum träten Stolz, Empörung, Wut und Kampfbereitschaft auf, beklagt Peter Sloterdijk, nähmen die Therapeuten an, der Wütende sei Opfer eines »neurotischen Komplexes«. ⁷ Denn der Glaube, dass Gewalt abweichendes Verhalten ist, hilft Menschen in friedlichen Gesellschaften, sich ihre Wirklichkeit als einen Raum vorzustellen, in dem das Argument über die Faust triumphiert. »Wir verrätseln die Katastrophe«, sagt Jan-Philipp Reemtsma, »um uns unsere Normalität nicht als permanente Irritation zumuten zu müssen.« ⁸

Gründe und Rechtfertigungen

Nach der Tat kommt die Stunde der Rechtfertigung. Es sind die Täter selbst, die den Kern der Gewalt verschleiern, weil sie für ihre Taten nur solche Gründe anführen, die es ihnen erlauben, ihr Handeln in die Verhaltenslogik einer befriedeten Gesellschaft einzuordnen. Denn wenn körperliche Auseinandersetzungen, Vergewaltigungen, Pogrome, Massaker und Kriege vorüber sind und Gewalt wieder verboten ist, kann als Motiv nur noch vorgebracht werden, was Täter und Opfer nicht um den Verstand bringt, was die Gewalt als eine vorübergehende Störung erscheinen lässt. Man behilft sich mit Hinweisen auf edle Motive, auf Notwendiges und Unabänderliches, um die Irritation zu überwinden, die die Gewalt auslöst. Täter verweisen auf den Befehlsnotstand, auf Sachzwänge oder die tödlichen Konsequenzen, die eingetreten wären, wenn sie sich Mordbefehlen widersetzt hätten. Manche bringen höhere Werte oder Ehrbegriffe ins Spiel, manche erklären, die Bösartigkeit der Opfer habe ihnen

keine Wahl gelassen. Sie müssen, was sie ihren Opfern angetan haben, vor sich und vor anderen rationalisieren, und wenn man sie nach dem Ende der Gewalt zur Verantwortung zieht, versuchen sie, verstehbare Gründe vorzutragen, damit jeder begreift, warum sie nicht anders handeln konnten.

Wenn der Exzess vorüber und der Frieden angebrochen ist, kann die Gewalt nur noch als Ausnahme von der Regel beschrieben werden. Wer vor Gericht einräumte, er habe aus Gleichgültigkeit, aus Berechnung, niederen Motiven oder aus Lust Menschen in den Tod geschickt, brächte sich um jeden Kredit. Deshalb haben alle Handlanger von Diktatoren und Despoten nach dem Ende der Exzesse Begründungen vorgetragen, mit denen sie beweisen wollten, dass ihre Anweisungen verstehbaren Zwecken dienten. Auch Hitlers Helfer haben vor dem Nürnberger Tribunal auf unabänderliche Befehle hingewiesen, denen sie hilflos ausgeliefert gewesen seien. »Aber was konnte ich tun?«, rief der ehemalige Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, vor dem Tribunal aus. »Ein Offizier kann sich nicht vor seinem Führer, dem Oberbefehlshaber, aufbauen und widersprechen! Wir können nur Befehle erhalten und gehorchen.«⁹ Adolf Eichmann, der Organisator des Judenmordes, erklärte seinen Richtern in Jerusalem, er sei nur ein Rädchen im großen Getriebe gewesen, machtlos, sich gegen die Maschine zu wehren, die ihn gezwungen habe, das große Werk des Massenmordes zu verrichten. Nicht grausam, sondern gehorsam sei er gewesen, ein treuer Beamter und Diener seines Herrn, der getan habe, was ihm befohlen worden sei. Hannah Arendt ist auf diese Rechtfertigungsstrategie hereingefallen, weil sie Eichmann glaubte, dass die Pflichterfüllung Richtschnur seines Handelns gewesen sei.¹⁰

Andere, die für ihre Verbrechen niemals zur Verantwortung gezogen wurden, wiesen auf edle Motive, auf die Abwehr von Gefahren hin, um der Vernichtung von Millionen einen verstehbaren Sinn zu geben. Der Massenterror sei notwendig gewesen, erklärte Molotow noch zwanzig Jahre nach dem Tod Stalins, weil er die Sowjetunion vor inneren Feinden und äußeren Gefahren geschützt und vor dem Untergang bewahrt habe.¹¹ Charles Taylor teilte dem Tribunal, das

in Den Haag über ihn zu Gericht saß, mit, er habe Gewalt anwenden müssen, um den Bürgerkrieg zu beenden, von dem das afrikanische Land heimgesucht worden sei. Was hätten Keitel, Molotow und Taylor auch anderes sagen können? Dass Menschen aus einer Laune heraus getötet worden seien? Was hätte Willy Reese in der bundesdeutschen Öffentlichkeit gesagt, wenn er überlebt hätte und nach seinen Kriegserlebnissen gefragt worden wäre? Hätte er gesagt, was er 1944 seinem Tagebuch anvertraut hatte? Nur eine Antwort, die sich auf die Zwänge des Krieges berief, war eine Antwort, die auch viele Jahre später noch einen Sinn ergab. Das Schreckliche rechtfertigte sich, indem die Täter auf Notwendiges und Unabänderliches verwiesen.

Denn Menschen handeln und sprechen so, wie es in einer Situation, einem Handlungsraum von ihnen erwartet wird. Während des Zweiten Weltkrieges hatte der britische Geheimdienst deutsche Soldaten und Offiziere in Kriegsgefangenenlagern systematisch abhören lassen. Kaum ein Gefangener sprach über den Krieg so, wie er es vor Gericht oder im Beisein seiner Familie getan hätte. Mit Stolz erzählten sie von ihren Heldentaten, von Kriegsverbrechen und Grausamkeiten, weil sie voreinander keine Geheimnisse haben mussten. Jedermann wusste, dass die Erschießung gefangener Partisanen, die Versenkung von Schiffen und die Tötung von Geiseln in der Wehrmacht Brauch gewesen war. Und offenbar sahen sie auch keinen Grund, für sich zu behalten, was sie angerichtet hatten.¹² Auch Vergewaltiger, Schläger und Hooligans prahlen mit ihren Taten nur, wenn sie unter ihresgleichen sind. Sobald moralische Instanzen in Erscheinung treten und sie zur Verantwortung ziehen, kommen Gründe ins Spiel, die eine zivilisierte Gesellschaft nicht irritieren. Von Gewalttätern wird erwartet, dass sie Erklärungen und Rechtfertigungen vortragen, selbst dann, wenn sie sich zu ihren Taten bekennen und der Sinn, den sie ihnen geben, sich mit den Grundregeln und dem Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft nicht verträgt. Niemand hört gern, dass Täter aus Freude an der Zerstörung, aus Langeweile gefoltert und gemordet haben, dass sie dem Gruppendruck nicht widerstehen konnten und darum taten, was